Paul Lanzky erzählt von Nietzsche : eine Begegnung

Autor(en): **Kahn-Wallerstein, Carmen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **15 (1947-1948)**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

PAUL LANZKY ERZÄHLT VON NIETZSCHE

Eine Begegnung

VON CARMEN KAHN-WALLERSTEIN

Es war im Sommer 1933, wenige Monate nach meiner Emigration aus Deutschland. Die Loslösung von der Heimat, aus dem vertrauten Umkreis der Freunde, die Umgewöhnung, waren noch nicht bewältigt, neue Bindungen und Verwurzelungen noch nicht vorhanden. In München lag unser Freund Hans Prinzhorn, der Psychologe und Nietzscheforscher, am Typhus darnieder, der den ungewöhnlichen Menschen mit siebenundvierzig Jahren wenige Wochen später dahinraffte. In Weimar residierte noch Nietzsches greise Schwester, die viel Umstrittene, bei der ich manches liebe Mal zu Gast gewesen bin und die mir denn doch besser erschien als ihr Ruf.

So lagen die Dinge, als man mich im Hotel darauf aufmerksam machte, daß in diesem Hause ein Mann lebe, der Nietzsche noch gekannt habe. Ehemals häufig Feriengast in jenem Hotel, war er als Greis wegen seiner politischen Gesinnung von Mussolini um Hab und Gut gebracht, des Landes verwiesen worden und hatte bei der früh verwitweten Besitzerin des Hotels eine Freistatt gefunden. Seine Mahlzeiten nahm er, ein unauffälliger, schmaler, etwas verwachsener Mann, an einem kleinen Tisch im Speisesaal ein, überwachte dabei das bedienende Personal, denn mit fast töchterlicher Liebe verstand es die Hausfrau, ihn zu überzeugen, daß er nötig und nützlich sei. Er führte ihr die Bücher, war Berater, und die Kinder sahen in ihm einen Großvater. Er sprach nie mit einem Gast, ging still an seinen Tisch, verschwand dann wieder in seiner Stube und wies jeden Annäherungsversuch Fremder ab: es handle sich um einen Irrtum, er habe Nietzsche nie gekannt. So erzählte mir seine Gastgeberin.

Ich berichtete Nietzsches Schwester von dem stillen Alten und erfuhr von ihr, daß sie früher mehrfach vergeblich versucht habe, in Kontakt mit ihm zu kommen, daß sie ihm auch einmal einen ihrer Mitarbeiter geschickt habe und dieser nach unfreundlichem Empfang unverrichteten Auftrages heimgekehrt sei. Paul Lanzky sei während Nietzsches letzter Schaffensperiode in Italien einige Jahre lang öfters mit ihm zusammengetroffen und auch mit ihm gereist. Er sei ihr, Frau

Elisabeth, nicht eben gewogen und ich täte, falls es mir gelänge, ihn kennenzulernen, gut daran, meine Beziehung zu ihr zu verschweigen. Ich habe Lanzky aber aufrichtig davon erzählt.

Die Erlebnisse, die ich soeben hinter mir hatte, waren nicht eben dazu angetan, mich unternehmungslustig zu machen, und Frau Elisabeths Wunsch, nun doch noch von Lanzky etwas über ihren Bruder zu hören, hätte mich kaum zu dem Versuch bestimmt, den abweisenden Sonderling zu einem Gespräch zu gewinnen. Es erschien vielmehr lockend, Hans Prinzhorn, an dessen Genesung ich fest glaubte, von dieser Begegnung mit einem Bekannten Nietzsches schreiben zu können, und so legte ich dem Alten ein Brieflein in sein Postfach des Inhaltes, daß ich, soeben aus Deutschland emigriert, dort einen schwer erkrankten Freund hätte, einen hochbegabten Menschen, der unter anderem auch Nietzscheforscher sei, und daß ich, nicht gewillt, ihn meinerseits anzusprechen und zu stören, mich dankbar freuen würde, wenn er von sich aus vielleicht die Güte hätte, mir für den Kranken etwas zu erzählen. Wenig später traf mich im Hausgang ein forschender Blick des Dreiundachzigjährigen und bei der nächsten Mahlzeit machte er an meinem Tisch kurzen Halt, um mir zu erlauben, am andern Morgen im kleinen Salon einige Fragen an ihn zu richten. Paul Lanzky ist dann vierzehn Tage lang allabendlich ein kurzes Stück am Quai entlang mit mir spazierengegangen, bis die Nachricht von Hans Prinzhorns Tod mich zur plötzlichen Abreise bewog. Das hier Mitgeteilte entstammt den Aufzeichnungen, die ich nach jedem Gespräch für den Kranken gemacht hatte.

Paul Lanzky lebte einst als Leiter eines Hotels in Vallombroso. Er hatte vielerlei Interessen, unter anderem auch für Sternkunde, und die nah gelegene Sternwarte von Acetri, die der Adjunkt eines bedeutenden Marsforschers, ein Deutscher, namens Tempel, betreute, war ein großer Anziehungspunkt für den Sonderling. Eines Tages, als Lanzky auf den Astronomen wartete, fand er auf dessen Tisch ein Buch mit dem Titel «Menschliches — Allzumenschliches», in dem er zu blättern begann. Der eintretende Gelehrte erzählte ihm auf Befragen, das Buch entstamme der Ansichtssendung seines Buchhändlers, die er behalten müsse, weil er vergessen habe, sie rechtzeitig zurückzusenden. Lanzky, den das Buch interessierte, kaufte es Tempel ab und kam bei der Lektüre zu der Ueberzeugung, dies Werk müsse von dem bedeutendsten zeitgenössischen Denker stammen. Er schrieb an Nietzsches Verleger und bat um die Adresse des Philosophen, der «Menschliches — Allzumenschliches» geschrieben habe. Er erfuhr, der Autor lebe in Genua, wünsche jedoch nicht, daß der Verlag seine Adresse gebe, man möge poste restante für Professor Nietzsche nach Genua schreiben. Lanzky tat das und mußte lange

warten. Er war inzwischen, während die Hotels von Vallombroso geschlossen waren, auf Reisen gegangen, hatte es Nietzsche poste restante mitgeteilt und von diesem endlich eine Karte erhalten mit der Anrede «Mein lieber Unbekannter». Um sich durch Briefe nicht aus der Arbeitsstimmung reißen zu lassen, hatte Nietzsche die Gewohnheit angenommen, sich Post abzuholen, wenn er welche zu haben wünschte, und sie im übrigen öfters auf dem Postamt längere Zeit liegenzulassen. — Jetzt hatte er von dem Fremden erfahren, der, von seinem Werk fasziniert, nach ihm fahndete, und trat kurz darauf ohne jede Formalität bei dem Ueberraschten in sein Hotelzimmer. Lanzky war nach Nizza gereist, hatte sich in der «Pension Genève» einlogiert und erfuhr nun von dem aus der Ferne Verehrten, daß dieser in der gleichen Pension abgestiegen sei.

«Ob Nietzsche einen großen Eindruck auf mich gemacht hat, als ich ihn zuerst sah? — Nein und ja. — Er wirkte nicht als das, was man sich unter einem großen, bedeutenden Mann vorstellt. Zuerst sah man nur einen bescheidenen, leutseligen, einfachen und liebenswürdigen Gelehrten, der sehr gern heiter war. Den Philosophen hat man ihm anfangs nicht angemerkt, aber den kultivierten Menschen. Erst wenn man ihn länger kannte und er über seine Ideen sprach, empfand man ihn als bedeutend. Aber er war sehr nobel, dieser Nietzsche. Wenn er mit unsereinem sprach, dann hat er gar nicht gewagt, sich ganz als Nietzsche zu geben, damit man sich nicht dumm vorkommen sollte, sich nicht geringer fühlte.

Sehen Sie, ich war monatelang mit Nietzsche zusammen. Er hat mich immer gesucht, er hat mich nämlich gebraucht. Ich bilde mir nicht ein, meiner Wenigkeit halber. Aber er war fast blind, er konnte schlecht Französisch und kaum Italienisch. Damals war es üblich, in den Hotels an großer Tafel zu essen und da fiel ihm die Konversation ohne Hilfe schwer, ebenso das Lesen in der Zeit bevor Peter Gast auftauchte. Deshalb hat er mich sechs Jahre lang viel um sich gehabt. Auch menschlich verband uns manches. Wir bildeten uns beide ein, von Polen abzustammen und konnten es beide nach 1870, nach der Heraufkunft des Ueberdeutschen, im Vaterland nicht mehr aushalten.

Nietzsche war meiner Ueberzeugung nach schon lange vor Ausbruch des Wahnsinns krank. In der ersten Zeit unserer Beziehung war er noch gesund. Er war damals sozusagen in allem das Gegenteil von dem, was er in seinem Werk verherrlicht hat. Er war zart, feinfühlend, das verkörperte Mitgefühl, sehr mitleidfähig. Glauben Sie nie an eine Kolossalbüste von ihm, an keine aus Stein und an keine andere. Er war ein deutscher Gelehrter, sprach fließend, leise und anmutig, fast ganz ohne Akzent. Er war zart, taktvoll und empfindsam. Wenn ihn jemand kränken oder verletzen wollte, wenn sich gar

jemand über ihn lustig machte, tat er, als ob er es nicht bemerkte. Er *wollte* es nicht bemerken. Er war in seiner Noblesse das absolute Gegenteil von Richard Wagner. Der war nicht nobel. Und es hat Nietzsche sehr weh getan, daß seine Schwester nach dem Bruch noch weiter mit Wagner verkehrte. Er hat es ihr verziehen, denn er hat seine Schwester sehr geliebt. Aber ich habe es ihr nie verziehen. Später hat sie dann diesen subalternen Fanatiker, den Radau-Antisemiten Förster, geheiratet, mit dem sich Nietzsche nicht vertrug, den er verachtete. In seiner gesunden Zeit war der andere schuld, wenn er sich mit Nietzsche nicht vertrug. Mit dem gütigen, sanften, bescheidenen Nietzsche von dazumal hat man auskommen müssen. Er war ja, wenn anmaßende Menschen ihm krumm kamen, so demütig, daß ich mich oft ärgerte.

Und so blieb er, bis er gegen Ende unserer Beziehung sich zu verändern anfing und manchmal so zornig und böse wurde, daß ich oft fürchtete, es würde schon damals der Wahnsinn bei ihm ausbrechen. Es war um 1886. Damals nannte er in Briefen und Gesprächen Werke von sich selbst mit größter Bewunderung und fing an, Menschen zu verdächtigen. Ich selbst schrieb zu jener Zeit Aphorismen und wollte sie ‚Abendröte' nennen, weil es sehr pessimistische Gedanken waren. Nietzsche warf mir vor, daß ich mit diesem Titel seine ‚Morgenröte' verspotten wolle. Da sagte ich ihm: ‚Lieber Meister, ich verdanke Ihrer Güte und Ihrem Reichtum so viel; wenn Sie mir aber so etwas zutrauen, dann nehmen Sie auch Ihre Briefe zurück, damit Sie nie denken, ich würde sie mißbrauchen.' Da kam der noble Nietzsche wieder durch. Er ließ mir die Briefe mit dem Hinweis, er sei überzeugt, daß ich sie als privates Eigentum behandeln und nie publizieren würde. Das war das Letzte, was er mir vor unsrer Trennung sagte. Ich habe die Briefe nie hergegeben, selbst dem Dr. Kögel nicht, den Frau Elisabeth einmal zu mir schickte. Ich habe Nietzsches Briefe an mich verbrannt. Ich habe mit meinem Gewissen nicht anders fertig werden können.

Sie sagen, daß man Frau Elisabeth gelegentlich zum Vorwurf macht, sie habe ihren Bruder immer so unbeschwert und heiter geschildert. Man behauptet, sie habe seine Maske mißdeutet. Aber Nietzsche ist im persönlichen Umgang tatsächlich so gewesen wie sie ihn schildert. Ich habe das selbst oft nicht fassen können. Denn er hat schwer gelebt, der arme Nietzsche. Er war wirklich ein heiterer Mensch von großer Anmut. Aber plötzlich stürzte ihn seine Sehergabe in Krisen und Gesichte. Einmal in einer hellen Mondnacht in Turin, da hat er mir den Tages- und Tatmenschen vorausgesagt, der über Dichter und Denker Herr wird. Einen, der befiehlt und dem alle gehorchen. Er hat damals Mussolini vorausgesehen. Es stimmt nur

zum Teil, was Frau Elisabeth an den Duce schrieb, daß Nietzsche ihn bewundert haben würde. Er würde die Weitsicht und die Kraft bewundert haben, niemals aber die Härte des Tatmenschen. Die hat er nie, in keiner Form, bejaht. Der Mensch Nietzsche, den ich gekannt habe, besaß überhaupt keine Härte. Er war zart, wahrhaftig und mitleidfähig, ohne es je sagen zu können. Ich muß immer wieder sagen: er war vornehm, er war nobel. Es war für mich auf die Dauer wahrscheinlich gut, daß unsre Wege auseinander führten. Niemand weiß, was das heißt: mit Nietzsche auf die Länge zusammenleben. Es war einfach unmöglich. Er hatte unter anderm den steten Drang, zu reisen. Angeblich vertrug er das Klima im Norden nicht, aber er blieb auch im Süden nicht sehr lang an einem Ort. Als er beispielsweise den dritten Teil des ‚Zarathustra' schrieb, der ein Gedicht ist, keine Philosophie, da geriet er in eine zunehmende Aufregung. Nach dem letzten Blatt reiste er fort. Ich weiß nicht, ob Frau Elisabeth Ihnen je erzählt hat, daß ihr Bruder eine Manie hatte. Er reiste dem blauen Himmel nach. Er wollte immer fort, sobald Wolken kamen, er hatte gegen ziehende Wolken einen Widerwillen bis zum Haß. Es war ein Ausdruck seines merkwürdigen Dranges nach Klarheit. In ihm selbst hingegen war es gar nicht klar. Er fühlte sich vom Vater her erblich belastet und hat manchmal zu mir gesagt: er wüßte genau, daß er — er drückte sich so merkwürdig aus — einmal sein Gehirn verlieren würde. Im dritten Band seiner Briefe habe ich einmal eine solche Bemerkung gefunden. Wissen Sie, ihn trieb die Angst, ‚das Gehirn zu verlieren', umher.

Als Nietzsche mir den ‚Zarathustra' schickte, gestand ich ihm, daß ich das Buch nicht verstünde. Die Antwort war ein grober Brief. Er, Nietzsche, könne nichts dafür, wenn ich nicht merkte, daß ich das bedeutendste Werk dieser Zeit in Händen hielte. Solche Bemerkungen hatten für den Zeitgenossen etwas Erschreckendes. Nietzsche hat es mir einmal sehr übel genommen, daß ich es ihm absprach, ein Weiser zu sein. Er war Dichter, Seher, Erkennender. Ein Weiser wie Spinoza und Goethe kann das Leben aushalten, ist seiner inne. Schopenhauer und Nietzsche, die Seher, die Erkennenden, waren keine Weisen.

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß Nietzsches private Existenz fast völlig im Gegensatz zu den Lehren seiner Werke stand. Er schimpft in seinem Werk auf wollenes Unterzeug und Schlafröcke und er trug so viel wollenes Zeug auf sich wie ein Einzelner nur tragen konnte und immer einen Schlafrock. Er, der Kachelöfen verdammt, hat in Nizza jede Nacht den Ofen geheizt. Vor Jahren hat man mich fast gesteinigt, als ich behauptete, daß Nietzsche den Alkohol und Reizmittel geliebt habe. Das hat ihn ruiniert. Er war magenschwach und trank vor dem Essen gern für 20 ct. Cognac,

während der Mahlzeit Doppelgrog und Bier. Ich wollte ihm das gern abgewöhnen, aber an Weihnachten kaufte ich ihm doch eine Flasche Cognac und stellte sie bei einem Besuch unbemerkt neben seinen Sessel auf die Erde. Als ich abends zu ihm kam, um vorzulesen, erzählte er mir, ein Besucher habe netterweise eine Flasche Cognac als Ueberraschung für ihn dagelassen. Am dritten Tag danach fand ich auf dem Hausflur die leere Cognacflasche. Außer dem Hang zum Alkohol hatte Nietzsche eine Vorliebe für ein Klima, das ihm nicht bekam. Er hat statt lähmendes immer aufregendes Klima gesucht.

Ich erinnere mich einer mondhellen Nacht im Englischen Garten in Nizza. Da sagte mir Nietzsche: ‚Wenn ich Macht hätte, dann fühlte ich in mir die Kraft, alle Staaten Europas umzuwälzen. So aber habe ich dreitausend Mark Pension, tausend Mark extra auf fünf Jahre, einen faulen Verleger und kann, wenn ich Glück habe, eines Tages verhungern. Ich beginge lieber Selbstmord, ehe ich um Geld schreiben würde. Stellen Sie mir einmal eine ehrliche Prognose, wie ich nach Ihrer Meinung einmal enden werde.' Ich überdachte dies Leben, seine Gewohnheiten, seine Anlagen und sagte: ‚Wenn Sie so weitermachen, werden Sie im Wahnsinn enden.' Nietzsche sagte: ‚Wenn ich wahnsinnig werde, komme ich dem Schicksal zuvor und bringe mich um.' Nietzsche hat nie einen Selbstmordversuch unternommen, daraus schließe ich, daß er seinen Zustand nie übersehen hat.

Nietzsche, der geschrieben hat: ‚Ich liebe Dich, o Einsamkeit' hat in Wirklichkeit die Einsamkeit gefürchtet, Angst vor ihr gehabt. Es war kein Vergnügen für mich, ihm jeden Abend Stendhal zu übersetzen, aber ich tat es immer, weil ich wußte, wie er unter dem Alleinsein litt. Er war auch in meiner Gegenwart einsam, jedoch wenigstens nicht allein. Er hatte seine Mutter, die er sehr liebte, seine Schwester, an der er sehr hing, hatte Peter Gast und mich und war doch allein. Er hat die letzte Maske vor niemandem abgesetzt.

Morgens kam ich immer zu ihm, um nach seinem Ergehen zu fragen. Wenn er nicht gerade leidend war, fand ich ihn immer schon bei der Arbeit. Abends legte er sich frühzeitig. Ich las ihm drei Bände Stendhal vor, immer vor dem Einschlafen.

Rauschgifte als Genußmittel hat Nietzsche mißbilligt, als Linderungsmittel gegen überlastende Qualen moralischer oder leiblicher Natur hat er sie anerkannt. Ueber ihre Beziehungen zu Religion und Kultus hat er nie mit mir gesprochen.

Seine Arbeitszeit war der Morgen, auch im Winter schon vor 6 Uhr. Er arbeitete auf Spaziergängen, wenn er allein war. Gegen die Abend- und Nachtzeit als Arbeitszeit war er eingenommen. Die Gedanken wurden im Gehen erhascht und notiert, am Tische unternahm er nur Feile, Komposition, die die Reinschrift erlaubten.

Sein vieles Alleinsein, seine ungemein rasche Komposition garantierte ihm viel freie Zeit. Von den Müttern Fausts sprach er mir nie. Goethe schätzte er nicht in seiner gewaltigen Größe, was schon daraus ersichtlich ist, daß er sich selbst über ihn stellte. Von Farben liebte er das heiße Gelb und das tiefe Rot. Es gab irgendwo zwei abscheuliche Fabrikgebäude in diesen Farben, vor denen blieb er immer stehen. Föhren und Rotbuchen können im Herbst Nietzsches Lieblingsfarben haben. Und früher bin ich immer am Abend nach Carona gelaufen. Da kann man das ganz zart verschwimmende Rosa der Sonnenuntergänge sehen, die es über Seen in den Bergen gibt. Das sind Nietzsche-Sonnenuntergänge.

Gern bestätige ich Ihnen, den ‚Holländer' gekannt zu haben, welcher mit dem ‚Schlafmittel' Nietzsches in Verbindung gebracht wurde. Es war in der ‚Pension de Genève' in Nizza; nicht vor dem 1. Dezember 1884, wo ich in Ajaccio war; nicht nach anfangs März 1885, wo ich bereits in Florenz weilte. Nietzsche zeigte mir von ihm ein kleines Flacon weißen Pulvers, in der Größe von 5×2 cm, das ihm mit der äußersten Ermahnung ausgehändigt worden war, nur in seltenen Fällen vor dem Schlafengehen ein Milligramm von dem Pulver zu sich zu nehmen. Das muß Nietzsche auch sparsam getan haben, denn 1885 und 1886 (Ruta) existierte es noch. Ob es Overbeck im Januar 1889 noch gefunden hat, entgeht mir; ebenso, ob es aus unvorsichtigem Gebrauch den Zusammenbruch herbeigeführt hat. Ob das Gift Kokain war, wird vermutet; der holländische Staatsmann hatte es aus Indien mitgebracht und es nur aus Mitleid Nietzsche übergeben, weil dieser sich beklagte, oft nur eine Stunde schlafen gekonnt zu haben, wodurch er sich mit Selbstmordgedanken trug . . .»

(Diese Aufzeichnung Lanzkys über den Holländer und das Schlafmittel befindet sich handschriftlich im Besitz der Verfasserin.)